

waren auch ferner das Ziel der Kunst, aber die irdische Körperschönheit wurde jetzt nicht mehr einfach bekämpft, sondern die materiell schöne Form wieder zugelassen als Ausdruck der geistigen Vorzüge. Von diesem Ausgangspunkt aus wurde die Natur in völlig neuer Weise wiedererobert. Im Rahmen des auch weiter vorherrschenden Idealismus entstand ein neuer Naturalismus, der sich u. a. äussert in der Darstellung der Empfindungen, die jetzt zum ersten Male in der Kunstgeschichte neben den Handlungen oder an ihrer Stelle selbständiger Inhalt der künstlerischen Erfindungen geworden sind. So entstand ein individuell-rezeptiver Naturalismus, der freilich in der Gotik nicht über begrenzte Anfänge hinauskam, weil über der Welt der Sinne immer noch die der Offenbarung stand, der sich später aber immer selbständiger machte und sich schliesslich zum modernen Naturalismus weiterentwickelte.

Soweit Dvořák. Es war notwendig, so ausführlich auf seinen Aufsatz einzugehen, um zu zeigen, dass hier ganz eigene Begriffe von Idealismus und Naturalismus entwickelt sind, und um prüfen zu können, ob diese Erkenntnisse sich in der Literaturgeschichte verwenden lassen. Das einzige Gebiet, das dafür in Frage kommt, ist das vom Ezzolied bis Wolfram und über ihn hinaus. Hier allein liesse sich — wenn Dvořáks Ansichten richtig sind und wenn ein ähnlicher Kampf zwischen Idealismus und Naturalismus sich auch in der Literatur wiederfände — zeigen, wie der auf spiritualistischer Grundlage ruhende Idealismus sich allmählich mit den Verhältnissen der irdischen Welt auseinandersetzt, wie nach einer Zeit völlig jenseitiger Orientierung (z. B. in den durch die cluniazensische Bewegung entfachten Dichtungen) Jenseits und Diesseits wie in einem romanischen Bauwerk unvermittelt nebeneinanderstehen (z. B. im Alexanderlied) und wie dann schliesslich im gotischen Epos (z. B. im Parzival) eine künstlerische Aussöhnung der beiden Welten gelungen ist, so weit sie überhaupt gelingen konnte.

Hier also, im 11. bis 13. Jahrhundert, scheint mir das Gebiet deutscher Literatur zu liegen, auf dem man die Ideen Dvořáks prüfen könnte. Sp. dagegen glaubt Dv.s Erkenntnisse zur Aufhellung der althochdeutschen Literatur verwenden zu können. Er sucht nachzuweisen, dass in der Zeit Karls des Grossen eine geistige Grundhaltung von vorwiegend naturalistischer Art herrschte, durch die alle äusseren Lebensformen „mehr oder minder“ bestimmt wurden, dass aber dann in der Zeit Ludwigs des Frommen diese geistige Grundhaltung sich allmählich zu einer solchen von „vorwiegend“ idealistischer Art gewandelt habe. Hiervon ausgehend sucht er diesen Wandel auch in der ahd. Literatur dieses Zeitraums nachzuweisen. Ich glaube, das dürfte schon nach dem aus Dv.s Aufsatz Dargelegten ein aussichtsloses Beginnen sein. Die Karolingerzeit ist für Dv. gerade jene Zeit, in der man unter dem Einfluss neuer politischer und sozialer Bildungen begann, einen Ausgleich mit dem irdischen Leben und seinen Werten zu suchen, ist also der Ausgangspunkt einer fortschreitenden Entwicklung. Die Vorherrschaft des Spiritualismus aber blieb natürlich bestehen, blieb auf geistigem Gebiete vorerst noch ganz unangetastet. Infolgedessen können wir in der ganz in kirchlichen Händen ruhenden deutschen Literatur natürlich keine naturalistischen Dichtungen erwarten.

Noch bedenklicher aber ist, dass sich Sp. bei seinem

Unternehmen auf einen winzig kleinen Bruchteil dieser ahd. Literatur beschränkt: auf das Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. Zwei von diesen Liedern sind zudem in kümmerlichster Weise überliefert, und eins ist gar nur lateinisch erhalten. Ich glaube nicht, dass Dv. seinen Aufsatz auf Grund von vier kleinen, trümmerhaft überlieferten Statuen geschrieben haben würde! Diese Dinge lassen sich eben nicht, wie Sp. glaubt, in minutiösen „Einzeluntersuchungen“ aufzeigen, sondern wollen am grossen Ganzen untersucht sein.

Aber von dem allem einmal abgesehen: wenn man schon von Erkenntnissen der Kunstgeschichte ausgeht, an den literarischen Stoff also mit vorgefassten Meinungen herantritt, dann ist die wichtigste Aufgabe doch wohl, die Eigenschaften der dort aufgestellten Bestrebungen, in diesem Falle des spezifisch mittelalterlichen Idealismus und Naturalismus, in ihren literarischen Formen aufzuspüren, Formen, die andere sein werden, als die an den Werken der bildenden Kunst beobachteten. An dieser schwierigen Aufgabe geht Sp. allzu ahnungslos vorüber, wenn er bei den behandelten Gedichten im wesentlichen nur untersucht, ob Gott in die Handlung eingreift oder nicht. Gewiss, er bemüht sich auch, über eine Zergliederung des Inhalts hinaus zu einer Deutung des Stils zu gelangen, aber das führt (worauf, glaube ich, schon Ehrismann in einer Besprechung hingewiesen hat) notwendigerweise zu Willkürlichkeiten. Einmal, weil eben der ganze Versuch an untauglichem Objekt gemacht wird, und zweitens, weil der Verfasser kein Stilgefühl hat. Sonst könnte er nicht, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bei der Darstellung des „Gedankengehalts“ des Hildebrandsliedes einen Satz schreiben wie diesen: „Seine Worte schlugen dem Jungen in die Seele, nicht minder aber dessen Antwort dem Alten in die seine.“

Unter diesen Umständen brauche ich mich mit dem Buch im einzelnen wohl nicht auseinanderzusetzen und kann die Einwände, die ich sonst noch zu machen habe, für mich behalten. Erwähnen aber muss ich noch, dass Sp. einen gewaltigen Fleiss an seine Aufgabe wendete und dass das ganze Buch von einem ernstesten, redlichen Bemühen zeugt.

Halle (Saale).

Arthur Witte.

Franz Saran, Das Uebersetzen aus dem Mittelhochdeutschen. Eine Anleitung für Studierende, Lehrer und zum Selbstunterricht. Halle 1930, Niemeyer. VIII und 284 S. 8°. [Handbücher für den deutschen Unterricht, I. Reihe, Bd. 7.]

Ein hübsches und wertvolles Büchlein. Saran will es dem Lernenden vor allem zum Bewusstsein bringen, dass das mhd. Wort oft genug etwas anderes bedeutet als das gleichlautende neuhochdeutsche. Er macht das durch die Tat anschaulich: er übersetzt den „Armen Heinrich“, in ganz vortrefflicher Weise, und Stücke aus anderen mhd. Dichtungen, und er versieht diese Uebertragungen mit fortlaufenden Anmerkungen. Und er gibt ein vortreffliches Wörterbuch, mit Etymologien und Bedeutungsentwicklung. Dass auch versucht wird, den Lernenden in die moderne Schallanalyse einzuführen, dünkt mich ein opus supererogativum; dass er nach Sarans Anweisungen begreifen soll, weshalb ein Laut, eine Silbe zu hoch oder zu tief sei, scheint mir eine überstiegene Zumutung. Dabei kommt das eigentlich Metrische gelegentlich schlecht weg. Im „Armen Heinrich“ sei die Bindung legato; deshalb sei stets

zu elidieren: *gebürte und, staete und, ere und*: gibt es denn irgendeine andere Art der Bindung, bei der die Elision nicht stattzufinden hätte?

Dass die Kürzung von langen Vokalen erst nhd. sei (S. 8), möchte ich doch nicht zu schroff hinstellen, vgl. Weinhold § 93, meine Gesch. d. dtsh. Spr. 281. Eine kühne Lehre steht S. 40: *törperheit* habe sein t als Folge oberdeutscher Fortisierung, „wie in Namen: *Gudrun* > *Kudrun*“. Aber erstens: „wie in Namen“ ist zu allgemein; es müsste heissen: wie in *Kriemhilt* und *Kudrun*; weshalb wäre aber bloss in zwei Namen fortisiert? Zweitens: Wie käme dann die Form *Chautrun* zustande?

Einiges Bedenkliche in syntaktischen Bemerkungen. Dass nhd. *wer* auch auf den Einzelnen gehe (S. 5), muss ich bestreiten; wo stammt das unmögliche Beispiel her: „wer hier gegangen ist, ist zu bestrafen“? Arm. Heinr. 343 *in liez beliben sellen eine* soll eine Adverb sein; aber erstens ist ein Adverb an dieser Stelle unmöglich, zweitens gibt es kein Adverb von *ein*, so wenig es ein lat. *une*, frz. *unement* gibt. Wenn sich *Saran* auf *Braune* beruft, der *Otfrids ein* I, 1, 15; IV, 7, 28 als Adverb fasst, so ist auch an diesen Stellen das Adverb syntaktisch unmöglich; *eino* ist die erstarrte schwache Form. Arm. Heinr. 606 *so waere er bezzer ungeboren* soll sein: so wäre er ungeboren ein besserer: beinahe komisch; ausserdem steht in solchen Wendungen das Partizip stets nach dem Komparativ.

Eine hübsche Verdeutschung für *Litotes* bietet *Sarans* „gedämpfter Ausdruck“.

Giessen.

O. Behaghel.

M. H. Flothuis, Die Partikel in Wörtern, Redensarten und Sätzen. Eine idiomatische Darstellung. 208 S. P. Moordhoff 1929, Groningen.

Dieses Buch scheint eine Fortsetzung von „Das Verhältniswort. Ein Beitrag zur deutschen Syntax“ zu sein. Im Vorwort lesen wir: „Die eigentlichen Bindewörter oder Konjunktionen konnten für die idiomatische Behandlung kaum in Betracht kommen; hoffentlich können diese in einer sich anschliessenden „Kleinen Satzlehre“ untergebracht (!) werden.“ Prosit dieser kleinen Satzlehre! Es heisst auch: „Die Wortgefüge habe ich in den Blickpunkt der Betrachtung gerückt“; mir scheint es aber, dass Herr Flothuis in der Sprache, wenn ich seine Einleitung richtig verstehe, nur Wörter unterscheidet. In alphabetischer Reihenfolge werden niederländische Wörter und ihre Synonyme im Deutschen „idiomatisch“ besprochen. Dabei stellt sich die Partikel als verbales Präfix, bisweilen als Adverb, ganz selten auch als Präposition heraus. Die grösseren Abschnitte bilden ein wirres Durcheinander; das Ganze ist eine Art Kommentar zum Niederl.-Deutschen Wörterbuch von J. van Geldern und wird dem niederländischen Volksschullehrer, der die für seine Elementarprüfung nötigen idiomatischen Kenntnisse einpacken will, wohl nützlich sein.

Groningen.

G. S. Overdiep.

Johann Hartlebs Uebersetzung des Dialogus Miraculorum von Caesarius von Helsterbach. Aus der einzigen Londoner Handschrift herausgegeben von Karl Drescher †. Berlin 1929, Weidmann, XXIII 494 S. 8°.

Es war Drescher nicht vergönnt, dieses sein Lieblingswerk zum Abschluss zu bringen. Die Arbeiten, die notwendig waren, um das Wortverzeichnis zu ergänzen und druckfertig zu machen und die Einleitung abzurunden,

hat unter der Leitung Burdachs Dr. Hans Bork, ein Schüler von Gustav Roethe, übernommen.

Unter den Uebersetzungen, die uns neuerdings im Druck geschenkt worden sind, ist die hier verzeichnete besonders wertvoll, da sie sich der Vorlage gegenüber mit erheblicher Freiheit bewegt. Wenn freilich Drescher S. XIX behauptet, Hartlebs Wiedergabe sei mehr eine freie Nacherzählung als eine direkte Uebersetzung, so ist das eine starke Uebertreibung.

Diese freie Bewegung schliesst die Verwendung lateinischer Fügungen nicht aus, wie sie die Einleitung S. XXI berichtet; eine mechanische Uebersetzung eines lateinischen Wortes bietet *zusammenwerfen* = lat. *conicere* (vermuten) 247, 33, vgl. meine Gesch. d. dtsh. Spr. 5 32.

Die Sprache ist reich an neuen Wörtern, was man freilich besser übersehen würde, wenn sie wie in früheren Bänden der Deutschen Texte durch ein * ausgezeichnet würden; jetzt dient das Zeichen der Vergleichung mit Goetzes frühhd. Wörterbuch.

Die einzige vorhandene Londoner Hs. ist sehr gut, gibt zum Eingreifen wenig Anlass. S. 99, 18 bietet sie nicht *steigen*, wie der Dreschersche Text sinnlos schreibt, sondern *steige*, und dieser Konjunktiv ist das einzig Richtige (lat. *condescendat*); es muss aber das unmittelbar vorausgehende *zu* gestrichen werden. Steht 105, 14 wirklich *von deinen got* in der Hs.? Da Genitiv ohne *s* nicht selten ist, z. B. 86, 30; 216, 7; 373, 21, so wird man wohl die Tilgung des *s* 17, 27 anerkennen und des *closterhof* lesen.

Eine sehr mässige Leistung ist das Wörterverzeichnis. Ich will kein grosses Gewicht darauf legen, dass oft für eine einzelne Stelle dem Leser eine ganze Reihe von Verdeutschungen zur Verfügung gestellt wird, eine vielfach begegnende Unsitte, gegen die ich wiederholt angekämpft habe. Was hat es für einen Sinn, für *aufsetzen* anzugeben „einsetzen, einrichten, verordnen“, für *gestüme* „sanft, ruhig, still“, für *hülbe* „Pfüze, Pfuhl, Lache“, für *leidig* „betrübt, traurig, leidvoll“, für *stat* „Ort, Stelle, Platz“? Das ist aber vielfach die Folge einer gewissen Bequemlichkeit: der Bearbeiter nimmt sich nicht die Mühe, scharf zu überlegen, welches nun der wirklich zutreffende Ausdruck sei. So kommt es denn auch, dass vielfach die Wörter, die nebeneinander gestellt werden, gar nicht gleichwertig sind und oft nichts weniger als gleich brauchbar. So steht nebeneinander bei *aberwicz* „Unverstand, Wahnsinn“; es handelt sich aber um Wiedergabe des lat. *delirare*; so wird *anhäbig* übersetzt: „mit Bitten oder Drängen anliegend, drängend, anhaftend“ (dagegen das zugehörige Adverb mit „sorgfältig“, wo z. B. lat. *fortiter* instante übersetzt werden soll), *auflauchen* mit „aufheben, öffnen“ (vom Mantel; lat. *aperiens*), *begreifen* mit „betasten, anrühren, streicheln“ (!!; es handelt sich um die Hostie; man denke sich eine gestreichelte Hostie!), *decke* mit „Decke, Deckel, Bedeckung“, wo nur „Deckel“ brauchbar ist, *doln* mit „dulden, geschehen lassen“ (er dolt, poenam luit!), *versahen* mit „abschlagen, gering achten“, *grobikait* mit „Rauhheit, Unbildung, Beschränktheit“ (im lat. *nullam reverentiam exhiberet*), *ungewarlich* (minus caute) mit „sorglos, unvorsichtig, gefährlich“, *zote* mit „Zotte, Flausch, Franse“, obwohl „Flausch“ unmöglich unam *lingulam* bezeichnen kann. Aber auch, wo es sich nicht um Häufung von Synonyma handelt, wo man also durch Auswahl das Richtige finden kann, steht genug des Verkehrten. Woher weiss man, dass *trinkvas* ein Trinkgeschirr